

John Grogan
Mein Hund Marley und ich





DER AUTOR

John Grogan ist Journalist und gewann für seine Arbeiten zahlreiche Preise. Er lebt mit seiner Frau Jenny und drei Kindern auf dem Land in Pennsylvania. Die unglaubliche Erfolgsgeschichte von »Marley & ich« begann mit einem Artikel in einer kleinen Zeitung, in der John Grogan von den Erfahrungen mit seinem neurotischen Hund berichtete. Er bekam so viele Zuschriften von Lesern und Leserinnen, dass er beschloss, die ganze Lebensgeschichte von Marley als Buch zu veröffentlichen. Seither wächst die Fangemeinde von Marley stündlich.

John Grogan

Mein Hund Marley und ich

Unser Leben mit dem
frechsten Hund der Welt

Aus dem Amerikanischen
von Gabriele Zigldrum





cbj
ist der Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super Extra liefert Arctic Paper Mochenwangen
GmbH.

1. Auflage

Erstmals als cbj Taschenbuch Mai 2010

Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform

© 2008 für die deutschsprachige Ausgabe cbj, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

© by John Grogan

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2007

unter dem Titel »Marley – A Dog like no other«

bei HarperCollins, New York, 2007

Übersetzung: Gabriele Zigl drum

Umschlagfoto: John Grogan

Umschlaggestaltung: init.Büro für Gestaltung

nach einem Entwurf von Schwecke.Mueller, München
im · Herstellung: CZ

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN 978-3-570-22159-4

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

INHALT

	Vorwort – Der perfekte Hund	7
1	Familienzuwachs	10
2	Heimwärts	14
3	Der Schlangenhund	18
4	Hund und Herrchen	22
5	Die Machtprobe	27
6	Der Fluchtversuch	38
7	Man ist, was man frisst	42
8	Familienleben	50
9	Die letzte Runde	56
10	Das Vorsprechen	60
11	Film ab für Marley	70
12	Der Hunde-Hochsicherheitstrakt	73
13	Abenteuer unter freiem Himmel	80
14	Der Blitz schlägt ein	86
15	Der Hundestrand	90
16	Umzugschaos	98
17	Weißer Weihnachten	103
18	Die Hühnchenparade	111
19	Die Häufchenecke	120
20	Das Wunder	131
21	Geborgte Zeit	138
22	Die große Wiese	144
23	Unter den Kirschbäumen	152
24	Lucky	158

VORWORT

Der perfekte Hund

Als ich zehn Jahre alt war, gab mein Vater endlich meinem anhaltenden Betteln nach und erlaubte mir einen eigenen Hund. Wir fuhren alle zusammen in unserer Familienkutsche tief ins ländliche Michigan, zu einem Hof, der von einer resoluten Frau und ihrer uralten Mutter betrieben wurde. Der Hof warf nur ein einziges Produkt ab – Hunde. Es gab keine Kühe, Hühner, Pferde oder Getreide. Stattdessen gab es Hunde von jeder erdenklichen Größe, Form, Alter und Temperament. Sie alle hatten nur zwei Dinge gemeinsam: Alle waren Mischlinge, deren Abstammung niemand mehr nachvollziehen konnte, und alle suchten ein gutes Zuhause. Wir waren auf einer Art Gnadenhof für Hunde.

»Nimm dir Zeit, mein Junge«, sagte mein Vater. »Deine Entscheidung heute wird dich viele Jahre lang begleiten.«

Mir war schnell klar, dass die älteren Hunde nichts für mich waren, und ich rannte sofort zum Welpenzwinger. »Ich würde einen nehmen, der nicht zu ängstlich ist«, riet mein Vater. »Rüttel am Gitterzaun, und schau, welcher Welpe keine Angst hat.«

Ich fasste in den Zaun und zerzte daran, sodass er laut schepperte. Ein Dutzend Welpen sprang erschrocken zurück und landete in einem jaulenden Fellhaufen aufeinander. Nur einer blieb sitzen. Er hatte goldfarbenedes Fell mit einem weißen Fleck auf der Brust und er verteidigte das Gatter furchtlos mit lautem Gebell. Dann sprang er auf und leckte aufgeregt durch das Gitter hindurch an meinen Fingern. Es war Liebe auf den ersten Blick.

Wir brachten ihn in einem Pappkarton nach Hause und nannten ihn Shaun. Er war ein vorbildlicher Hund. Ohne Mühe befolgte er jeden Befehl, den ich ihm beibrachte, und benahm sich immer tadellos. Ich konnte eine Brotrinde auf den Boden werfen, und er rührte sie nicht an, ehe ich ihm das Kommando dazu gab. Er kam, wenn ich ihn rief, und blieb sitzen, wenn ich es ihm sagte. Ich konnte ihn nachts alleine hinauslassen und sicher sein, dass er von selbst zurückkommen würde, wenn er sein Geschäft gemacht hatte. Wir konnten ihn mehrere Stunden lang alleine zu Hause lassen und uns darauf verlassen, dass er nicht irgendwo hinmachen oder sonst etwas anstellen würde. Aber natürlich ließen wir ihn trotzdem nicht oft alleine. Er rannte neben Autos her, ohne sie zu verfolgen, und ich konnte ohne Leine mit ihm spazieren gehen. Manchmal tauchte er bis zum Grund unseres kleinen Sees und kam mit einem riesigen Stein im Maul wieder an die Wasseroberfläche, sodass er beinahe eine Maulsperrre hatte. Er liebte Autofahren über alles und saß auf Familienausflügen immer brav neben mir auf dem Rücksitz. Dabei schaute er stundenlang nur aus dem Fenster und betrachtete die vorbeiziehende Landschaft. Und was vielleicht am besten war, ich brachte ihm bei, mich auf meinem Fahrrad wie auf einem Hundeschlitten durch unser Viertel zu ziehen, was meine Freunde vor Neid erblasen ließ. Er ist kein einziges Mal durchgegangen und besaß sogar die Diskretion, sich für sein Geschäft in die Büsche zurückzuziehen, sodass nur noch sein Kopf hervorschaute. Dank dieser Reinlichkeit konnte man immer barfuß über unseren Rasen laufen.

Wenn uns am Wochenende Verwandte besuchten, führen sie mit der festen Absicht wieder nach Hause, sich auch einen Hund anzuschaffen, so sehr hatte Shaun – oder Saint Shaun, wie ich ihn schließlich nannte – sie beeindruckt. Na-

türlich war das mit dem Heiligsein nur ein Witz, aber wir glaubten doch beinahe daran. Mit seinem unbekanntem Stammbaum war er einer der unzähligen unerwünschten Hunde Amerikas. Und doch wurde er zu einem heiß geliebten Hund. Er trat in mein Leben und ich in seines – und er schenkte mir damit eine Kindheit, wie sie jedes Kind verdient hätte.

Saint Shaun war der Heilige meiner Kindheit. Er war der perfekte Hund. Zumindest wird er das in meiner Erinnerung immer bleiben. Und Shaun setzte die Maßstäbe, nach denen ich später alle Hunde beurteilen würde.

Familienzuwachs

Langsam, sonst fahren wir noch dran vorbei!«, schimpfte Jenny. »Es muss hier ganz in der Nähe sein.« Jenny war meine Ehefrau. An diesem Januarabend im Jahr 1991 fuhren wir in tiefschwarzer Nacht durch eine Landschaft, die einmal ein Moor gewesen war. Wir hatten vor etwas mehr als einem Jahr geheiratet und fanden, dass es Zeit für ein neues Familienmitglied war: einen Hund. Nun waren wir unterwegs, um uns einen Wurf Labradorwelpen anzusehen.

Wie Jenny vorausgesagt hatte, erfassten unsere Scheinwerfer bald einen Briefkasten mit der Adresse, nach der wir suchten. Ich bog in einen Schotterweg ein, der in einen großen, eingezäunten Hof mündete. Vor dem Haus stand ein Brunnen und dahinter war eine kleine Scheune zu sehen. An der Tür begrüßte uns eine Frau mittleren Alters namens Lori. Neben ihr stand ein großer, friedlicher hellbrauner Labrador.

»Das ist Lily, die stolze Mama«, sagte Lori, nachdem wir uns vorgestellt hatten. Wir sahen, dass Lilys Bauch fünf Wochen nach der Geburt noch angeschwollen war und ihre Zitzen deutlich heraustreten. Wir knieten uns beide hin und sie begrüßte uns freundlich. Sie war genau das, was wir uns unter einem Labrador vorstellten – gutmütig, liebenswert, sanft und atemberaubend schön.

»Wo ist der Vater?«, fragte ich.

»Oh«, sagte die Frau und zögerte den Bruchteil einer Sekunde lang. »Sammy Boy? Er ist irgendwo draußen unterwegs.« Dann fügte sie schnell hinzu: »Sicher wollen Sie jetzt unbedingt die Welpen sehen?«

Sie führte uns durch die Küche in einen Raum, der in eine Art Säuglingsstation umfunktioniert worden war. Der Boden war mit Zeitungen ausgelegt und in einer Ecke stand eine niedrige Schachtel mit alten Handtüchern. Vor uns stolperten neun kleine gelbe Welpen übereinander, während sie sich fiepend wegdrängten, um diese fremden Leute zu begutachten. Jenny schnappte nach Luft. »Meine Güte«, sagte sie. »Ich glaube, ich habe in meinem ganzen Leben noch nie etwas so Reizendes gesehen.«

Der Wurf bestand aus fünf Weibchen und vier Männchen. Lori verlangte 400 Dollar für die Weibchen und 375 Dollar für die Rüden. Einer der Rüden schien besonders verliebt in uns zu sein. Er war der Verspielteste von allen, rannte auf uns zu, purzelte auf unseren Schoß und kletterte an unseren Pullovern bis zum Gesicht hinauf, um uns abzuschlabbern. Er nagte mit erstaunlich scharfen Babyzähnen an unseren Fingern und tapste in schiefen Kreisen auf riesigen lohfarbenen Pfoten um uns herum, die für den Rest seines Körpers viel zu groß waren. »Den da können Sie für 350 Dollar haben«, sagte Lori.

»Oh, Liebling«, säuselte Jenny, »der kleine Kerl ist ein Sonderangebot!«

Ich muss zugeben, dass er verdammt niedlich war. Und verspielt. Noch ehe ich wusste, was er vorhatte, hatte er bereits die Hälfte meines Uhrarmbandes verspeist.

»Wir müssen eine Mutprobe machen«, sagte ich. Jenny kannte die Geschichte, wie wir Saint Shaun ausgesucht hatten, als ich noch ein Junge war. Sie warf mir einen entnervten Blick zu. »Im Ernst!«, sagte ich. »Es funktioniert!«

Ich stand auf, wandte mich von den Welpen ab und drehte mich dann abrupt wieder um, wobei ich einen plötzlichen, übertriebenen Schritt auf sie zu machte. Ich stampfte mit dem Fuß auf und rief: »Hey!« Keiner der Welpen schien

besonders beeindruckt von den Anstrengungen dieses seltsamen Fremden zu sein. Doch einer warf sich nach vorne, um diesem vermeintlichen Angriff mutig die Stirn zu bieten. Es war das Sonderangebot. Er jagte auf mich zu, warf sich gegen meine Knöchel und stürzte sich auf meine Schnürsenkel, als wären sie gefährliche Feinde, die in die Flucht geschlagen werden müssten.

»Ich glaube, das ist Schicksal«, sagte Jenny.

»Meinst du?« Ich hob ihn mit einer Hand hoch und sah ihm ins Gesicht. Er blickte mich mit herzerweichenden braunen Augen an und knabberte dann an meiner Nase. Ich ließ ihn in Jennys Arm plumpsen, wo er das Gleiche mit ihr tat. »Sieht aus, als würde er uns mögen«, sagte ich.

Und so nahm das Schicksal seinen Lauf. Wir stellten Lori einen Scheck über 350 Dollar aus, und sie meinte, wir könnten in drei Wochen wiederkommen und unseren Welpen mitnehmen. Er wäre dann acht Wochen alt und entwöhnt. Wir dankten ihr, streichelten Lily noch einmal und verabschiedeten uns.

Als wir zum Auto gingen, legte ich Jenny den Arm um die Schultern und zog sie an mich. »Unglaublich, oder?«, sagte ich zu ihr. »Wir haben tatsächlich unseren Hund!«

Gerade als wir das Auto erreichten, hörten wir ein Geräusch. Es kam vom Wald her. Irgendetwas brach durchs Gehölz – und schnaufte dabei sehr laut. Es klang wie aus einem Horrorfilm. Und es kam näher. Wir erstarrten und versuchten, in der Dunkelheit etwas zu erkennen. Das Geräusch wurde lauter. Dann plötzlich brach das Ding wie ein Blitz auf die Lichtung hinaus und stürzte auf uns zu. Ein hellbraunes Etwas. Ein sehr großes hellbraunes Etwas. Es galoppierte ohne anzuhalten oder uns zu bemerken vorbei, und wir sahen, dass es ein großer Labrador war. Aber er hatte nichts mit der süßen Lily gemein, mit der wir gerade

im Haus geschmust hatten. Dieses Tier war tropfnass und bis zum Bauch voller Schlamm und Zweige. Die Zunge hing ihm wild an einer Seite aus dem Maul, und Schaum flog von seinen Lefzen, als er an uns vorbeiraste. Einen Augenblick lang sah ich den seltsamen, leicht verrückten und zugleich fröhlichen Ausdruck in seinen Augen. Es war, als ob dieses Tier gerade einen Geist gesehen hätte – und sich vor Begeisterung gar nicht fassen könnte.

Dann verschwand es mit dem Getöse einer durchgehenden Büffelherde hinter dem Haus. Jenny stieß einen kleinen Schrei aus.

»Ich glaube, wir haben gerade den Papa kennengelernt«, sagte ich mit einem mulmigen Gefühl im Bauch.

Heimwärts

Als wir den Hund abholen durften, war Jenny gerade für ein paar Tage mit ihrer Schwester und deren Kindern in Disneyland. Ich fuhr also alleine zum Hof der Züchterin.

Als Lori mir unseren Familienzuwachs herausbrachte, schnappte ich unwillkürlich nach Luft. Der kleine, wuschelige Welpe, den wir vor drei Wochen ausgesucht hatten, hatte seine Größe mehr als verdoppelt. Er kam auf mich zugestürzt und rannte mit dem Kopf voran gegen meine Knöchel, ließ sich dann zu einem Fellhaufen zusammenfallen und rollte auf den Rücken, die Pfoten in die Höhe, eine Geste, von der ich nur hoffen konnte, dass sie Unterwerfung bedeutete. Lori muss meinen Schock gespürt haben. »Er ist ganz schön gewachsen, nicht wahr?«, sagte sie fröhlich. »Sie sollten mal sehen, wie er das Welpenfutter wegputzt!«

Ich beugte mich hinunter, kraulte ihm den Bauch und sagte: »Kommst du mit nach Hause, Marley?« Wir hatten uns für diesen Namen entschieden, nach dem Reggaemusiker Bob Marley. Er passte perfekt!

Im Auto baute ich ihm auf dem Beifahrersitz ein gemütliches Nest aus Badehandtüchern und setzte ihn hinein. Aber ich war kaum aus der Einfahrt gebogen, als er anfang, sich aus den Handtüchern herauszugraben. Er robbte auf dem Bauch über den Sitz auf mich zu und winselte dabei. Auf der Mittelkonsole traf Marley auf das erste der unendlich vielen Hindernisse, denen er im Laufe seines Lebens begegnen würde: Er saß fest, die Hinterbeine hingen auf der

Beifahrerseite herunter und die Vorderpfoten auf der Fahrerseite. Dazwischen lag er bäuchlings auf der Handbremse. Seine kleinen Beine strampelten in alle Richtungen durch die Luft. Er schaukelte und wackelte und zappelte, doch er saß fest wie ein gestrandeter Tanker. Ich griff hinüber und streichelte ihm über den Rücken, was ihn nur noch mehr zum Zappeln animierte. Mit den Hinterpfoten versuchte er verzweifelt, Halt auf dem mit Teppich überzogenen Buckel zwischen den Sitzen zu finden. Langsam arbeitete er sich mit den Hinterpfoten hinauf, sein Hinterteil stieg höher und höher, der Schwanz wedelte wild hin und her, bis schließlich das Gesetz der Schwerkraft eingriff. Er purzelte mit dem Kopf voran auf der anderen Seite der Konsole hinunter, landete auf dem Boden zu meinen Füßen und drehte sich auf das Hinterteil. Von dort aus war es nur noch ein kurzer, einfacher Krabbelweg auf meinen Schoß.

Himmel, war er glücklich! Er japste vor Freude, während er den Kopf in meinen Magen bohrte und an den Knöpfen meines Hemds herumkaute. Sein Schwanz schlug auf das Lenkrad wie die Nadel eines Metronoms.

Ich fand schnell heraus, dass ich die Frequenz seines Schwanzwedelns erhöhen konnte, indem ich ihn berührte. Wenn ich beide Hände am Lenkrad hatte, schlug der Schwanz regelmäßig dreimal pro Sekunde auf. Flap, flap, flap. Legte ich auch nur einen Finger auf seinen Kopf, wurde aus diesem Walzer ein Bossa nova. Flap, flap, flap, flap, flap, flap! Zwei Finger, und es wurde ein Mambo: Flap, flapflap, flap, flapflap! Und wenn ich ihm meine ganze Hand auf den Kopf legte und ihn zwischen den Ohren kralte, explodierte das Schlagen in ein maschinengewehrartiges Flap, Flap, Flap, Flap, Flap, Flap, Flap, Flap, Flap, Flap!

»Wow, du hast es aber im Blut!«, sagte ich zu ihm. »Du bist wirklich ein Reggae-Hund.«

Als wir zu Hause ankamen, führte ich ihn hinein und löste seine Leine. Er fing sofort an herumzuzschnüffeln und hörte erst auf, als er jeden Winkel erkundet hatte. Dann setzte er sich auf die Hinterbeine und sah mich mit schief gelegtem Kopf an, als wollte er sagen: Nicht schlecht hier, aber wo sind meine Geschwister?

Die Realität seines neuen Lebens ging ihm erst auf, als es Zeit zum Schlafengehen war. Bevor ich ihn abholte, hatte ich ihm einen Schlafplatz in der kleinen Garage hergerichtet, die an das Haus grenzte.

Der Raum war trocken und gemütlich und hatte eine Hintertür, die in den umzäunten Garten hinausführte. Mit seinem Betonboden und den Betonwänden war er so gut wie unzerstörbar. »Marley«, sagte ich fröhlich, als ich ihn hineinführte, »das ist dein Zimmer.«

Ich hatte Kauspielzeug verstreut und den Boden in der Mitte des Raumes mit alten Zeitungen ausgelegt. Außerdem standen eine Schüssel mit Wasser und ein Körbchen aus einem Karton mit einem alten Bettlaken darin bereit. »Und hier wirst du schlafen«, sagte ich und setzte ihn in das Körbchen. Er war eine solche Umgebung gewohnt, hatte sein Lager aber immer mit seinen Geschwistern geteilt. Jetzt schritt er sein Körbchen ab und sah mich verloren an. Ich startete den ersten Versuch, trat ins Haus zurück und schloss die Tür. Dann blieb ich stehen und lauschte.

Zuerst nichts. Dann ein leises, kaum hörbares Winseln. Und dann ein herzerreißendes Heulen. Es klang, als würde man ihn foltern.

Ich öffnete die Tür, und sobald er mich sah, war er ruhig. Ich ging hinein und kralte ihn eine Weile, dann ließ ich ihn wieder allein. Auf der anderen Seite der Tür begann ich zu zählen. Eins, zwei, drei... er hielt es sieben Sekunden aus, dann fing das Gejaule wieder an. Wir wiederhol-

ten diesen Vorgang ein paar Mal, immer mit demselben Ergebnis.

Ich war müde und beschloss, dass er sich in den Schlaf jaulen musste. Also ließ ich ihm das Garagenlicht an, schloss die Tür, ging in den hinteren Teil des Hauses und kroch ins Bett. Die Betonmauern filterten sein bemitleidenswertes Heulen nur geringfügig. Ich lag da und versuchte, ihn zu ignorieren, und dachte die ganze Zeit, dass er gleich aufgeben und einschlafen würde. Das Geheul ging weiter. Auch als ich mir das Kopfkissen über den Kopf zog, konnte ich ihn noch hören. Ich dachte daran, dass er zum ersten Mal in seinem Leben allein war, in fremder Umgebung, ohne den Hauch eines hundeähnlichen Duftes um ihn herum. Er vermisste seine Mutter und seine Geschwister.

Ich blieb noch eine weitere halbe Stunde lang standhaft, dann ging ich zu ihm. Sobald er mich sah, hellte sich sein Gesicht auf, und er schlug mit dem Schwanz gegen das Körbchen. Es war, als wollte er sagen: Komm schon, spring auch rein, hier ist genug Platz! Stattdessen hob ich ihn mitsamt dem Körbchen hoch und trug ihn ins Schlafzimmer, wo ich es direkt neben unser Bett auf den Boden stellte. Ich legte mich auf den äußersten Rand der Matratze und ließ einen Arm in das Körbchen hängen. Und mit meiner Hand auf seiner Flanke, sodass ich spürte, wie sich sein Brustkorb hob und senkte, schliefen wir schließlich beide ein.

Der Schlangenhund

Die folgenden drei Tage widmete ich mich mit größter Begeisterung unserem Welpen. Ich legte mich zu ihm auf den Boden und ließ ihn auf mir herumklettern. Ich raufte mit ihm. Wir spielten Tauziehen mit einem alten Handtuch – Mann, war er schon stark! Er folgte mir überallhin – und versuchte, alles anzuknabbern, was in Reichweite seiner Zähne kam. Er brauchte genau einen Tag, um das Beste an seinem neuen Zuhause herauszufinden: Toilettenpapier. Er verschwand in der Toilette und kam fünf Sekunden später wieder herausgeschossen, das Ende der Rolle zwischen den Zähnen, sodass sich das Papier hinter ihm abrollte, während er durchs Haus tobte. Es sah aus, als hätten wir für Halloween dekoriert.

Jede halbe Stunde ließ ich ihn in den Garten hinaus. Wenn ihm mal ein Unglück im Haus passierte, schimpfte ich ihn. Wenn er draußen pinkelte, legte ich meine Wange an seine und lobte ihn überschwänglich. Und wenn er einen Haufen in den Garten gesetzt hatte, führte ich mich auf, als hätte er sechs Richtige im Lotto gewonnen.

Als Jenny nach Hause kam, warf sie sich ebenfalls mit Begeisterung auf ihn. Es war erstaunlich. Im Laufe der Tage entdeckte ich an meiner Frau eine sanfte, fürsorgliche Seite, die ich bisher nicht gekannt hatte. Sie trug ihn auf dem Arm, streichelte ihn, sie spielte mit ihm, sie war immer um ihn herum. Sie kämmte auf der Suche nach Flöhen und Zecken jedes Haar seines Fells einzeln durch. Und jede Nacht stand sie alle paar Stunden auf, um ihn hinauszulassen, sodass er

schon nach wenigen Wochen stubenrein wurde. Vor allem fütterte sie ihn.

Wir folgten genau den Anweisungen auf der Futtertüte und gaben Marley drei große Schüsseln Welpenfutter pro Tag. Er schlang alles bis zum letzten Krümel in wenigen Sekunden hinunter. Marleys Appetit war groß, seine Haufen waren riesig, und sie sahen nicht viel anders aus als das, was er gefressen hatte. Verdaute er das Zeug überhaupt?

Offensichtlich schon. Marley wuchs beängstigend schnell. Jeden Tag war er ein bisschen länger, dicker, größer und schwerer. Als ich ihn abgeholt hatte, hatte er neuneinhalb Kilo gewogen, nach wenigen Wochen brachte er schon zweiundzwanzig auf die Waage. Sein süßer kleiner Welpenkopf, der auf unserer Heimfahrt damals so gut in meine Hand gepasst hatte, hatte rasend schnell die Größe und Form eines Amboss angenommen. Seine Pfoten waren enorm, seine Flanken bereits gut bemuskelt und seine Brust beinahe so breit wie ein Bulldozer. Und sein dünner Welpenschwanz, im Fachjargon Rute genannte, wurde bald so dick und kräftig wie der eines Otters.

Und was war das für eine Rute! Jeder Gegenstand in unserem Haus, der sich auf Kniehöhe oder darunter befand, wurde von Marleys wild wedelnder Waffe niedergemäht. Er räumte Kaffeetische ab, verteilte Zeitungen über den Boden, stieß gerahmte Fotos von Regalen, schleuderte Bierflaschen und Weingläser durch die Gegend. Er erledigte sogar eine Scheibe in der Fenstertür. Allmählich wanderten alle Gegenstände, die er nicht hinunterwarf, auf eine höhere Ebene, wo sie vor ihm sicher waren.

Marley wedelte eigentlich nicht mit dem Schwanz. Er wedelte mit seinem ganzen Körper. Die Bewegung fing vorne an den Schultern an und pflanzte sich dann nach hinten fort. Er schien keine Knochen zu haben, sein Körper war ein ein-

ziger elastischer Muskel. Jenny begann, ihn Schlangenhund zu nennen.

Am allermeisten wedelte er, wenn er etwas im Maul hatte. Es war immer dasselbe Spiel: Er packte den nächstliegenden Gegenstand, einen Schuh, ein Kissen oder einen Stift – ganz egal – und rannte damit davon. Eine kleine Stimme in seinem Kopf schien ihm zuzuflüstern: »Los! Schnapp es dir! Sabber es voll! Lauf!«

Manche Gegenstände waren klein genug, um sie ganz ins Maul zu nehmen, und das machte ihm besonders großen Spaß – er schien dann zu denken, er hätte uns übers Ohr gehauen. Aber Marley war ein miserabler Pokerspieler. Wenn er etwas ausgefressen hatte, konnte er seine Freude nicht verbergen. Lebhaft war er immer, in solchen Momenten jedoch explodierte er förmlich in einem wahnsinnigen Anfall von Bewegungsdrang, als hätte ihn etwas gebissen. Sein Körper bebte, sein Kopf wackelte hin und her und sein ganzes Hinterteil wiegte sich in einer Art spastischem Tanz. Wir nannten das den Marley-Mambo.

»Okay, was ist es diesmal?«, fragte ich ihn dann immer, und wenn ich dann auf ihn zukam, wich er aus, wedelte mit tänzelnden Hüften durchs Zimmer und warf den Kopf wie ein wieherndes Fohlen. Er war so überglücklich über seine verbotene Beute, dass er sich kaum halten konnte. Wenn ich ihn endlich in eine Ecke getrieben hatte und ihm das Maul öffnete, verließ ich das Feld nie mit leeren Händen. Irgendetwas hatte er immer aus dem Müll gezogen. Als er größer wurde, klaute er direkt vom Esstisch. Papiertaschentücher, Kassenzettel, Weinkorken, Lesezeichen, Schachfiguren, Schraubverschlüsse – unser Hund war wie ein Wertstoffhof.

Bald konnten wir uns ein Leben ohne Marley nicht mehr vorstellen. Nach dem Abendessen machten wir meistens zu-

sammen einen Spaziergang ans Wasser, wo wir am Strand hin und her wanderten, während die Yachten von Palm Beach im Sonnenuntergang vorbeizogen.

Wandern ist vielleicht nicht ganz das richtige Wort. Marley wanderte ungefähr so wie eine Lokomotive auf der Flucht. Er rannte voraus, zerrte wie wild an der Leine und hustete sich dabei die Seele aus dem Leib. Wir zogen ihn zurück, er zog uns vorwärts. Wir zerrten, er zerrte und hustete dabei wie ein Kettenraucher, weil ihm das Halsband die Luft abschnürte. Er sprang nach links und rechts, zu jedem Briefkasten und jedem Busch, schnüffelte, hechelte und markierte ununterbrochen, wobei er meistens mehr sich selbst traf als das angepeilte Ziel. Er lief im Kreis und war auf einmal hinter uns, sodass sich die Leine um unsere Knöchel wickelte, um dann wieder nach vorne zu springen und uns dabei fast umzureißen. Wenn uns jemand mit einem anderen Hund entgegenkam, warf sich Marley den beiden fröhlich entgegen und stellte sich, sobald die Leine gespannt war, auf die Hinterbeine. Er wollte unbedingt Freundschaft schließen. »Der sprüht ja vor Lebensfreude«, kommentierte ein anderer Hundebesitzer es einmal. Treffender konnte man Marley nicht beschreiben.

Hund und Herrchen

So schnell, wie sich der Winter in einen heißen Sommer verwandelt hatte, war aus Marley ein schlaksiger junger Hund geworden. Nach fünf Monaten füllte sein Körper nun die vielen Falten seines vormals viel zu großen hellbraunen Fells aus. Seine riesigen Pfoten wirkten nicht mehr so überdimensioniert. Seine spitzen Babyzähne waren imponierenden Hauern gewichen, die ein Frisbee mit ein paar schnellen Bissen zerstören konnten. Das Timbre seines Belens hatte sich in ein einschüchterndes Dröhnen verwandelt. Wenn er auf den Hinterbeinen stand, konnte er mir seine Vorderpfoten auf die Schultern legen und mir in die Augen sehen.

Als der Tierarzt ihn zum ersten Mal sah, stieß er einen leisen Pfiff aus und sagte: »Da haben Sie sich aber einen Riesenkerl ausgesucht.« Wie recht er hatte ...

Wir waren nicht die Einzigen, die diese Verwandlung bemerkten. Unsere Haustür hatte auf Augenhöhe ein kleines längliches Fenster. Marley liebte Besuch, und jedes Mal wenn es an der Tür klingelte, schoss er durchs Haus, machte in der Diele eine Vollbremsung, schlitterte über den Holzboden, schleuderte dabei die kleinen Dielenteppiche durch die Luft und kam erst mit einem lauten Aufprall gegen die Tür zum Stehen. Dann stellte er sich auf die Hinterbeine, bellte laut, und sein großer Kopf füllte das ganze Türfenster aus, sodass er demjenigen, der vor der Tür stand, direkt in die Augen sah. Viele Fremde traten überstürzt den Rückzug auf die Einfahrt an, wenn sie Marleys kläffende Fratze

im Fenster sahen, und warteten dort, bis einer von uns zur Tür kam.

An einem schönen Morgen beschlossen wir nach dem Frühstück, mit Marley zum Schwimmen ans Wasser hinunterzugehen. Als wir den Strand erreichten, wedelte ich mit einem Stöckchen vor Marleys Nase herum und ließ ihn von der Leine. Er starrte den Ast an, als hielte ich einen saftigen Knochen in der Hand.

»Hol den Stock!«, rief ich und warf das Holz ins Wasser, so weit ich konnte. Marley galoppierte den Strand hinunter und sprang ins kalte Wasser, dass es nur so spritzte.

Genau dazu sind Labradors geboren. Man züchtete sie als Jagdhunde, die sich begeistert ins eiskalte Wasser stürzen, um einen abgeschossenen Vogel herauszuholen und ihn dem Jäger zu bringen. Und das, ohne großen Dank für ihre eifrige Hilfe zu erwarten.

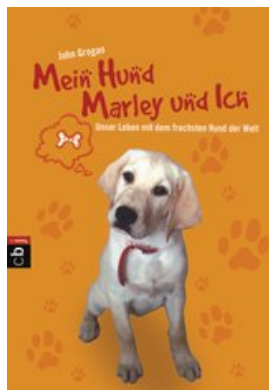
Dieser Jagdeifer also war Marleys stolzes Erbe, und er schien zumindest einen Teil davon mitbekommen zu haben. Er war ein Meister im Beuteaufspüren. Nur die Sache mit dem Zurückbringen der Beute hatte er nicht ganz verstanden. Er schien zu denken: *Wenn du deinen Stock unbedingt wiederhaben willst, dann kannst DU ja danach tauchen.*

Mit seiner Beute zwischen den Zähnen kam er an den Strand zurück. »Bring's her!«, schrie ich und klatschte in die Hände. »Komm schon, Junge, bring es mir!«

Er kam angetänzelt, sein ganzer Körper bebte vor Aufregung, und dann schüttelte er sich und ließ Wasser und Sand auf mich niederregnen. Zu meiner Überraschung ließ er danach den Stock vor meine Füße fallen.

Wow!, dachte ich. *Nicht schlecht!*

Doch als ich mich bückte, um den Stock aufzuheben, war Marley schon zur Stelle. Er tauchte ab, packte den Stock



John Grogan

Mein Hund Marley und ich

Taschenbuch, Broschur, 160 Seiten, 12,5 x 18,3 cm
ISBN: 978-3-570-22159-4

cbj

Erscheinungstermin: April 2010

Witzig, frech und liebenswert – Die besten Geschichten aus Marleys Hundeleben – jetzt für Kinder

»Marley liebte Besuch, und jedes Mal, wenn es an der Tür klingelte, schoss er durchs Haus, machte in der Diele eine Vollbremsung, schlitterte über den Holzboden, schleuderte die kleinen Dielenteppiche durch die Luft, und kam erst mit einem lauten Aufprall gegen die Tür zum Stehen. Dann stellte er sich auf die Hinterbeine, bellte laut, und sein großer Kopf füllte das ganze Türfenster aus, sodass er demjenigen, der vor der Tür stand, direkt in die Augen sah. Für Marley war das ein fröhliches Ritual. Vertreter, Postboten und alle anderen, die ihn nicht kannten, traten meist überstürzt den Rückzug an.«

Seit Marley, der freche kleine Labradorwelpen, bei den Grogans lebt, geht es in der Familie drunter und drüber. Seine Liebesbezeugungen sind stürmisch und nur allzu häufig „umwerfend“, seine Missachtung von Verboten so unbekümmert wie folgenreich. Da werden Sofas zerfressen und Türen ruiniert, das Schlafzimmer verwüstet und der Garten umgegraben. Doch allen erfolglosen Erziehungsversuchen zum Trotz – Marleys Liebe und unbändiger Lebensfreude kann keiner in der Familie widerstehen! Ein Vierbeiner zum Verlieben.

- Eine warmherzige Familiengeschichte – nicht nur für Hundeliebhaber
- Bearbeitete Version extra für jüngere Leser



[Der Titel im Katalog](#)